

Nr. 173 Bydgoszcz / Bromberg, 1. August 1937

Herzschlag zwischen den Bergen

Roman von Andre Mairock.

21. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Das Licht auf dem Berg.

Wieder war ein Winter gekommen, mit seiner Kälte, seinem Schnee und seinen Gefahren . . .

Obwohl am Morgen noch dicker Rauhfrost an den Bäumen hing, brach gegen Mittag schon mit einem Mal die Kälte: der Schnee blendete, und die Spitzen der Wälder wurden dunkel.

Als der Geyer-Franz gegen Abend von der Säge heimkam und am Ofen seine zusammengefrorenen Glieder auftaute, stürzte Bruno in die Stube: „Franz! 's Wasser kommt! Hast du die Falle zu?"

„Jawohl, i hab's ghört: heut nacht wird's tauen!" Auch der Geyer-Franz war mit den Überraschungen seiner Heimatwelt vertraut.

Und so kam es auch: als der Falkenhof schon im Schlaf lag und Bruno noch einsam unter der Lampe bei seinen Schreibarbeiten saß, erschütterte plötzlich ein heftiger Windstoß das Haus, daß die Fenster klirrten.

Bruno sprang auf und trat vor die Tür, um nach dem Wetter zu sehen. Ein Stück des Himmels war mit Sternen übersät, und im Westen stieg eine schwarze Wolkenwand auf. Am Hause vorbei jagte ein lauer Föhnwind und trieb über die weiße Höhe; vom Dach tropfte der weiche Schnee . . .

Plötzlich gewahrte er im Sternenlicht einen Schatten, der sich eben vom Hause weg über den Hof schlich und unter den Eichen verschwand.

Was hatte das wieder zu bedeuten? Was hatte der Schleicher hier verloren? Um diese Zeit? —

Ohne sich lange zu besinnen ging Bruno dem Schatten nach.

Hinter dem Stamm einer Eiche versteckte sich ein Mann und blieb unbeweglich stehen. Vielleicht wollte er seinen Verfolger täuschen, aber darin hatte er sich verrechnet: das Auge eines Falken sieht auch bei Nacht gut.

Mit einem Griff packte Bruno den Fremden an der Brust und riß ihn aus dem Schatten, unter das matte Licht der Sterne.

Zu seiner Verwunderung fand er keine Gegenwehr; der Fremde ließ alles mit sich geschehen und stand jetzt mit bleichem Gesicht vor dem erzürnten Bauern.

„Otto!" schrie Bruno plötzlich, nachdem er seinen Bruder erkannt hatte, und wich einige Schritte zurück. „Was willst du hier?"

„Heim!" kam es tonlos von den festverschlossenen Lippen des Fremden, und in diesem einen Wort lag eine Unendlichkeit von Leid und Zerworfenheit.

So standen sich die beiden Brüder wieder gegenüber, wie vor Jahren, als der jüngere dem älteren ins Gewissen sprach, nur das Blatt hatte sich gewendet.

„I weiß schon lang, daß du Falkenhofer bist, Bruno — und i gönn es dir; du hast den Hof verdient! — — Glaub mir, mir ist a Stein vom Herzen g'fallen, wie i davon g'hört hab; so ist der Hof doch wieder im G'schlecht! — Bruno!" schrie er plötzlich auf und verbarg das Gesicht in die Hände.

„Was hast denn?"

„Heimweh! — Wo Heimweh ist, da ist es rum mit 'm Glück! Kannst du dir vorstellen, was dös für an Bauern ist, wenn er durch Dörfer geht, wenn der Hammer überm Dengelstock klingt? Wenn die Weide dampft und der Boden riecht.. und wenn die zwei Spitzen da droben, d' Mädelegabel, im Frühlicht glänzen? — Herrgott! Laß mich schweigen von dem, was i durchg'macht hab, Bruno — und hilf mir!"

„Wie soll i dir helfen?"

„B'halten sollst mich, und wennst mich bloß als Knecht dingst! Schick mich nimmer weg!"

„Wo ist dei Weib?"

„Daheim, bei ihrem Vater . . ."

„Weiß sie, wo du bist — und was du willst?"

Er schüttelte den Kopf. „Und wenn sie's wüßt, sie versteht mich nit!"

Bruno betrachtete ihn voller Mitleid. Dann wurde sein Gesicht furchtbar ernst und ehern. „A Falkenhofer bleibt treu, Otto, und wenn er daran zugrunde geht! Weißt du, was es mich an Opfer kostet hat, bis i Falkenhofer worden bin? Aber i hab mein Schwur eing'löst, obwohl er mich mein erstes Glück gekostet hat! Du hast auch an Schwur tan, Otto, am Altar und mußt ihn einlösen, wenn du nit zum Feigling oder zum Schuft werden willst! Jetzt kannst es zeigen, daß du a Falkensohn bist! Zwing dich, Bruder, zwing dein Leben und trag dein Schicksal, wie es ama Falken ansteht — und kehr heim zu dei'm Weib!"

Otto stand da wie ein geschlagener Bub, und mit gesenktem Haupt nahm er die Strafrede des Jüngeren entgegen.

Lange standen sie sich schweigend gegenüber. Plötzlich richtete sich Otto auf. „Hast du mir verziehen? Kannst du noch an mich glauben?"

Bruno gab keine Antwort.

Da warf der andere den Kopf zurück: „Und wenn auch nicht, i bin a Falkensohn — und bleib einer!"

„Dann zeig's jetzt!"

„Dann laß mich wenigstens einmal durchs Haus gehn, in den Stall, über die Scheune . . ."

„Nix, Otto! Zwing dich! Du kannst es!"

„Dickkopf! — B'hüt dich Gott dann . . . wenn Gott will, sehen wir uns wieder, aber erst dann, wenn i bin, was du schon alleweil gewesen bist: a echter Falkensohn!"

Ehe sich's Bruno versah, hielten ihn zwei Arme umklammert . . . und gleich darauf floh ein Schatten hinaus in die stürmische Nacht.

*

Lange noch stand Bruno da und sann über diese seltsame Begegnung nach. Seine Blicke schweiften über die Höhen des Arlenberges. Er verglich sein eigenes Opfer, Höhen des Erlenberges. Er verglich sein eigenes Opfer, des Bruders: hier war ein Abschied vom Glück und qualvolle Entsagung, dort nagendes Heimweh im Herzen des Älplers, des Bauern nach den Bergen und den Fluren der Heimat.

Immer stärker tobte der Sturm, immer näher rückte die drohende Wetterwand am westlichen Himmel, und schwer hing jetzt der Schnee über das Vordach.

Da zuckte plötzlich hoch über den Wäldern, auf der Spitze des Erlenberges, ein Licht auf, das immer größer und immer heller wurde.

Was hatte das zu bedeuten? — Ein Notlicht? Ein Hilferuf? Ging etwa wieder der weiße Bergtod über das Gebirge?

Die Muskeln des starken Mannes strafften sich, und aus seinen Augen blitzte wieder das angriffslustige Feuer, wie immer, wenn es galt, den Gefahren der Heimat die trotzende Stirn zu bieten.

Er pochte an das Fenster der Kammer, in welcher der Geyer-Franz schlief. „He! Franz! Auf!"

Aus der Kammer kam eine unverständliche Anwort, und gleich darauf erschien der Geyer-Franz, notdürftig bekleidet, unter der Tür.

Bruno deutete auf das Licht. „A Notlicht! Wir müssen gleich aufsteigen, Franz!"

Der Geyer-Franz starrte in die Höhe, auf das seltsame Licht. Dann schüttelte er wehmütig den Kopf.

„B'sinn dich nit lang! Wir dürfen nit so viel Zeit verlieren!"

Wieder schüttelte der andere den Kopf. „I steig nit auf!"

„Bist du so feig?"

„Nit feig . . . aber wir brauchen nit aufsteigen, Bruno!"

„Warum nit?"

„Weil's nit braucht!" Franz floh in die Kammer zurück.

„Franz! So bleib doch!"

Franz war fort und gab keine Antwort mehr.

„Dann steig' i eben allein auf!" rief Bruno entschlossen und eilte über die Treppe nach seiner Kammer, um Wally von seinem Vorhaben zu verständigen.

Wie erstaunte er aber, als er Wally am Fenster stehen und nach dem Licht auf dem Berg ausschauen sah.

„A Notlicht, Wally! I . . ."

Er verstummte, denn auch Wally schüttelte den Kopf.

„Was, bei Gott, soll denn dös Licht bedeuten?" schrie er fassungslos.

„Dös ist kein Notlicht, Bruno! Sondern a Abschiedsgruß! — Wart," sagte sie und brannte die Lampe an. Dann entnahm sie ihrem Nachttisch einen verschlossenen Brief und reichte ihn ihm hin. „Auf dös Zeichen hab i warten müssen, bis i dir diesen Brief geben darf, Bruno!"

Verwirrt nahm Bruno den Brief an sich und riß den Umschlag auf. Mit halblauter Stimme begann er zu lesen:

„Lieber Bruno, jetzt ist die Zeit da, von der wir einmal gesprochen haben: Du bist jetzt glücklich — und darum bin's auch ich! Morgen werden wir die Erlenberghütte verlassen und wieder heimziehen in unser Tannheimertal. Wenn du zurückdenkst an unsere Tage, dann denke so zurück, wie ich: schau nach der Sonne und horche auf den Herzschlag der Berge! — Du hast mich einmal um mein „goldenes" Herz gebeten, weil du ja nicht wissen konntest, daß Du dafür ein Herz aus Edelstein eingetauscht hast. Aber das Schicksal war klüger als wir beide und hat sich gefügt, ohne uns zu fragen. — Bruno, bleib Deiner Heimat und Deinem Weibe treu! Sie haben es beide um Dich verdient! Und suchst Du Freude, dann laß sie Dir von Klein-Peterle zeigen!

Auch Richard läßt Dich noch ein letztes Mal grüßen. Jetzt behüt dich Gott, Bruderherz, Alpenkönig!

Luzie."

„Behüt dich Gott, goldenes Herz!" Der Falkenbauer richtete sich auf und griff nach den Händen Wallys. Und zwischen beiden schlief, ruhig und schön, wie ein Engel, ihr unschuldiges Kind, der Erbe.

Ende.

Begegnung im Stadtpark.

Eine Erinnerung von Gerda v. Below.

Wir leben inmitten einer beängstigenden Fülle von Rätseln, die keiner von uns zu lösen vermöchte. Einer Gnade ebenso geheimnisvollen Ursprungs verdanken wir es aber, daß wir uns dieser Rätsel nicht häufig bewußt werden, ja, daß uns das Leben nur selten mit Schauern befällt, denen wir uns nicht gewachsen fühlen.

Es hat in unserer Familie so manchen gegeben, von dem wir Menschen von der Waterkant zu sagen pflegen: „Er ist ein Spoikenkieker!" Und wer ein richtiger Spoikenkieker ist, der rechnet mit seiner Veranlagung auf Schritt und Tritt. Der wundert sich nicht groß darüber, daß ihm beispielsweise eines schönen Tages auf dem Feldwege ein Mann mit dem Schubkarren begegnet, von dem er sehr wohl weiß, daß er schon drei Tage lang unter der Erde liegt. Auch meine Mutter war nicht sonderlich erstaunt, als ihr einmal, vor langen Jahren, in einem Hotelzimmer die lautlose Gestalt eines Fremden erschien, der unmöglich hatte eindringen können, weil Türen und Fenster verschlossen waren, dessen Beschreibung jedoch haargenau auf den Reisenden paßte, der einen Tag zuvor das Zimmer bewohnt hatte und bereits abgereist war!

Ich selbst entsinne mich, als kleines Mädchen in einer Waldlichtung dem Förster begegnet zu sein, den ich aber in Wirklichkeit erst eine viertel Stunde später antraf; und ebenso deutlich erinnere ich mich, unsere Hausangestellte, Fräulein Martha, mit der brennenden Petroleumlampe in der Hand, auf dem Wege zu meinem Schlafzimmer gesehen zu haben, während sie in Wahrheit noch immer in ihrem Zimmer saß und dachte: Geht denn das Mädel nicht endlich zu Bett!

Dies sind freilich recht harmlose Dinge. Man kann sie zwar nicht erklären, nimmt sie aber als Kuriosa verhältnismäßig gelassen hin. Der eigentliche Schauer beginnt erst dort, wo nicht allein der begrenzte Verstand in Erstaunen gebracht wird; und dort, wo sogar das Herz mitspricht, vermag das Rätsel einer Erscheinung den Charakter des panischen Schreckens anzunehmen.

Es war zu Beginn des großen Krieges, im Jahre 1914, als das endlose Rollen der Truppentransportzüge Nacht für Nacht unsere Träume durchbrach und als wir bei Tage, Carla und ich, des öfteren auf eine halbe Stunde durch den Stadtpark liefen, nur um ein wenig frische Luft zu schöpfen; denn beide arbeiteten wir als Helferinnen vom Roten Kreuz in einer Baracke, die mit etwa dreißig Verwundeten belegt war.

Der Dienst war schön, aber hart für uns blutjunge Dinger. Er begann in der Frühe um 6 und schloß abends um ½10 Uhr. Es arbeitete sich gut mit Carla. Wir waren beide fast gleichen Alters, und wir verstanden uns ausgezeichnet. Beide liebten wir den Geruch von Karbol, den Anblick der pieksauberen Ärztekittel, die beruhigende Stimme des jungen Chirurgen, der uns Helferinnen so bereitwillig an allem Medizinischen teilnehmen ließ und dadurch nicht die Ansicht der Oberschwester vertrat, daß wir nur „zum Scheuern" da wären! Weniger schwärmten wir für die Mittagsabwäsche des Geschirrs, weil Schwester Roberta, der „Oberdrache" — wie sie von den Soldaten genannt wurde — uns gern bei dieser Gelegenheit brühheißes Wasser über die Hände goß, mit der Bemerkung, die wir ihr nie verziehen: „Es ist nur eure Faulheit, wenn ihr nicht heiß genug abwascht!"

Und dann das Strümpfe-Stopfen! Faustgroße Löcher gab es in den Hacken, aber mit der Stopfwolle sollte gespart werden. Na, und erst das Latrine-Scheuern! Dazu war nämlich der Krakowski da, unser baumlanger Wärter! Krakowski mochte uns zwar gut leiden, mich im besonderen, — auf das Befragen seines Kameraden von der Nachbarbaracke, ob ich ihm denn nicht „zu fein" wäre, soll er grinsend geantwortet haben: „Mensch, mit der kannste dir sogar über Ferkelpreise unterhalten!" — aber Krakowski liebte die Arbeit nicht. Das war sein einziger Fehler! Allzu oft und gern gab er sich selber Urlaub, manchmal mitten am

Tage! Selbst Schwester Roberta, vor der die ganze Baracke zittern konnte, wenn sie die Stimme im Zorn erhob, hatte keinerlei Gewalt über ihn, und immer, wenn es hieß „Latrine scheuern!", dann war Krakowski gerade weg! Für diesen gewichtigen Augenblick schien er eine untrügliche Witterung zu haben! Da mußten wir eben 'ran, Carla und ich! Da half alles nichts! Unser jüngster Pflegling, neunzehn Jahre alt, sagte dazu auf unvergeßliche Weise in seinem süddeutschen Dialekt: „Ach, Schwesterche, mit dene zarte Händ'?"

Nun ja, nach solcher Arbeit war es dann wohl begreiflich, daß wir, dem Beispiel Krakowskis folgend, uns selber Urlaub gaben, freilich nur für ein halbes Stündchen, um eben mal schnell durch den Stadtpark zu gehen, Luft zu schöpfen und zu uns selbst zu kommen. Dabei waren wir recht einsilbig. Beide hatten wir einen Liebsten im Feld. Briefe kamen spärlich. Wir mochten schon nicht mehr darüber reden. Nur wenn wir über die kleine Brücke kamen, die mit dem weißen Geländer aus Birkenholz, dann blieben wir für eine Weile stehen, und jede von uns suchte sich mit den Augen ein treibendes Blatt in der Strömung. Wenn es dann irgendwo anstieß, an ein schwimmendes Zweiglein etwa, oder wenn es gar mit einem anderen Blatt zusammentraf, dann schöpften wir unwillkürlich neue Hoffnung. Wenn es aber, ohne den geringsten Aufenthalt zu nehmen, dem Auge mehr und mehr entschwand, um endlich unter dem finsteren Halbbogen der Nachbarbrücke ganz zu verlöschen, dann spürten wir einen wehen Druck auf der Kehle, daß wir der Torheit dieses kinderjungen Spiels nicht gewahr wurden . . .

Dann kam der 26. August. Wir standen wie üblich auf der Brücke und suchten ein Blatt. Ach, wie hatten wir uns an dieses törichte, kleine Spiel gewöhnt! Aber heute — war keins da! Kein Blatt, kein Zweig, nichts. Der Bach war leer, und nur der Widerschein des fahlen Abendhimmels lag darin mit unbeschreiblicher Traurigkeit.

Plötzlich ist mir, als höre ich Schritte. Da reißt es mir den Kopf herum. Der Anblick eines hochgewachsenen Mannes in feldgrauer Uniform lähmt mich mit Blitzesgewalt! Mechanisch halte ich mich aufrecht. Doch mein Blick ist — für die Ewigkeit eines stockenden Herzschlags — wie erloschen, wie verblendet von zu starkem Licht. Ich fühle nur noch, der Mann kommt auf mich zu — gleich wird er mich ansprechen! Und dabei weiß ich doch, daß er es ist — und zugleich: daß er es nicht sein kann!

„Um Himmels Willen, was hast du?" Das ist Carlas Stimme. Gott sei Dank: Carlas Stimme! Da wird er ja wohl nicht mehr da sein!

„Hast du ihn gesehen?" flüsterte ich gepreßt. — „Wen?" Carla starrt mich entsetzt an. — „Ach, laß nur, es ist schon gut, es war wohl nichts . . ." Und siehe, die Luft war klar, der Park menschenleer. Wir schlossen uns enger zusammen wie heimliche Flüchtlinge. Klopfenden Herzens langten wir zu Hause an. Vertraut schlug uns der Atemduft aus dem Gemeinschaftsraum entgegen. Dreißig hungrige Mägen warteten auf das Abendbrot.

Während ich hastig Kartoffeln aufsetzte und Carla die Heringe aus der Lauge nahm, sagte sie zu mir: „Ich hab' auf die Uhr gesehen." — „Wann?" fragte ich. — „Als wir den Park verließen!" — „Sind wir arg zu spät gekommen?" — „Es war schon 18 Minuten nach sechs", sagte Carla und hob einen fragenden Blick zur Küchenuhr, die ich vergessen hatte, aufzuziehen.

Und dann geschah es, ich glaube, es war am 9. September, daß der Brief kam, der alle trugblinden Spiele einer vereinsamten Hoffnung für immer vernichtete. Er begann mit den Worten:

„Am 26. August, abends gegen 6 Uhr, fiel bei der siegreichen Erstürmung der Ortschaft R. bei Cambrai, an der Spitze seiner Kompanie . . ."

Und Carla, der ich den Brief schweigend hinhielt, deutete — nach einem starren Augenblick — mit der Behutsamkeit, die ich ihr nie vergessen habe, auf das Datum und auf den Vermerk der Tageszeit. Ich nickte nur und fühlte Carlas Hand lange in der meinen. Gesprochen haben wir nicht.

Sommerstunde im Park von Schönhausen.

Eine Geschichte um die Liebe der schönen Julie von Voß.

Von S. v. Droste-Hülshoff.

Im grünen Gartensalon der Königin im Schloß Niederschönhausen sind Fenster und Terrassentüren weit geöffnet. Manchmal trägt ein lauer Luftzug feine Rosendüfte aus dem Park herein. Auf dem spiegelblanken Fußboden spielen die Nachmittagssonnenstrahlen mit den grüngoldenen Schatten der Blätter, die der Wind vor den Fenstern bewegt. Doch niemand beachtet den sommerlichen Schattentanz. Die ganze Aufmerksamkeit der kleinen Gesellschaft in Hoftracht gilt dem Kartenspiel. An dem runden Tisch sitzen außer der Königin-Witwe Elisabeth Christine der Kammerherr Graf Lehndorff, die Oberhofmeisterin Frau von Kannenberg, Frau von Camas, der Bibliothekar des verstorbenen Königs Friedrich, der Italiener Lucchesini und noch einige andere Damen und Herren. Man hört nur kurze Bemerkungen, die dem Spiel gelten, das Geräusch der auf den Tisch fallenden Karten und das Klingen der Münzen, die ihre Besitzer wechseln. Die alte Königin pflegt das gewonnene Geld einfach in ihren Schoß zu werfen. Der helle Stoff ihrer Kleider zeigt stets graue Flecke, die das abgegriffene Metallgeld hinterläßt. —

Nur die junge hübsche Hofdame Julie von Voß sitzt mit einer Handarbeit abseits, da sie sich nicht recht auf das Kartenspiel versteht. Lässig zieht sie bunte Seidenfäden durch ihre Stickerei. Ihre Augen folgen sehnsüchtig den flimmernden Sonnenstrahlen. Wenn man doch ein wenig hinaus könnte in den duftenden Park, hinaus aus der bedrückenden Langweiligkeit des grünen Salons:

„Lehndorff gibt!" — „Coeur-Dame!"

Die Königin-Witwe wirft wieder etwas Geld in ihren Schoß. Ein Silberstück verfehlt den Weg und rollt klappernd bis zum Sessel Julie von Voß'. Die junge Hofdame erhebt sich, um der Königin die Münze mit einer Verbeugung zurückzugeben. Doch Elisabeth Christine hat beide Hände voll Karten.

„Behalten Sie es einstweilen!" bemerkt sie flüchtig. Alle ihre Gedanken konzentrieren sich auf die neue Partie.

Julie von Voß steht neben der offenen Flügeltür. Beklemmend fühlt sie die Hitze des Raumes. Keiner kümmert sich um sie. Da kann sie nicht widerstehen. Einige leichte, leise Schritte — sie steht draußen auf der Terrasse und steigt die paar Stufen in den Garten hinab.

Träumerisch schreitet das junge Mädchen durch den Park. Leise knirscht der Kies unter den Füßen. Der Duft frühsommerlich prangender Rosenbeete mischt sich mit dem frischen Geruch eben geschnittenen Rasens. Finken zwitschern, ein kühler Wind raschelt in den Kronen der hohen alten Bäume. Die junge Hofdame wandert immer weiter. Schließlich gelangt sie an die Grenze des Schönhauser Parkes. Die Mauer ist hier ganz niedrig. Ein schmaler Feldweg führt außen vorbei. Drüben fließt ein kleiner Bach, dann dehnen sich grüngelbe Kornäcker aus, zwischen deren Halmen Mohn und Kornblumen leuchten. Julie von Voß lehnt sich an die Mauer und blickt in die Ferne. Ihr Herz klopft unruhig in Angst vor der Entscheidung, die in diesen Tagen fallen soll: Seit Jahren schon wirbt Friedrich Wilhelm von Preußen um sie. Er verfolgt sie mit seiner Leidenschaft, und die junge Hofdame ist nicht unempfindlich für die feurige Bewunderung des hochstehenden Mannes. Trotzdem versuchte sie öfter, sich ihm zu entziehen. Friedrich Wilhelm, „der Vielgeliebte", ist bereits mit Friederike Luise von Hessen vermählt, und Madame Rietz, die Frau seines Kammerdieners, seine anerkannte Mätresse. Deren Kinder führen den Titel von Grafen und Gräfinnen von der Mark, und im ganzen Land entrüstet man sich über die Unverfrorenheit, mit der die Rietz die Verliebtheit Friedrich Wilhelms auszunutzen versteht. Der Stolz der jungen, hübschen Tochter des Grafen von Voß wehrt sich gegen die Zumutung, mit einer Madame Rietz und anderen in Wettbewerb zu treten — —

Vor Jahresfrist aber schloß König Friedrich der Große die Augen zum ewigen Schlummer. Der Thronfolger Friedrich Wilhelm wurde König von Preußen. Nun gibt es für ihn keine Hemmungen mehr. Stürmischer denn je bedrängt er die rotblonde junge Hofdame mit seinem Werben. Julie von Voß besitzt nicht die Kraft, sich ohne weiteres ganz von ihm zu lösen. So stellt sie Bedingungen, vielleicht in der unausgesprochenen Hoffnung, Unmögliches

zu fordern: Sie verlangt eine regelrechte, wenn auch morganatische Ehe, sofern die Königin sich damit einverstanden erklärt, und die Entfernung der Rietz aus Berlin. Der königliche Verehrer lächelt dazu. Einem König von Preußen sei vieles möglich! Wie wird sich ihr Schicksal gestalten?

„Warum so nachdenklich, schöne Dame? Was wollt Ihr am klaren blauen Himmel lesen? Wollt Ihr für einen Taler sehen, was die Zukunft für Euch in Bereitschaft hält?"

Julie von Voß fährt erschrocken zusammen. Vor ihr auf dem Feldweg steht eine alte, sonnenbraune Frau in zerrissenen Kleidern, wohl eine Zigeunerin.

Das junge Mädchen zittert vor Erregung. Das plötzliche Auftauchen der Alten erscheint ihm wie eine Antwort auf die vielen beklemmenden Gedanken der letzten Stunde. Aber ein Taler? Julie von Voß hat kein Geld bei sich. Doch, ihre Finger halten ja noch das Silberstück der Königin! Rasch reicht sie es über die Mauer. Die Alte grinst und greift nach der Hand der jungen Hofdame. Schmal und zart liegt sie in den harten braunen Händen der Zigeunerin.

„Für das gute Geldstück sollte ich Euch eigentlich nur Gutes verkünden, schöne Dame —", flüstert die alte Frau, „aber ich darf nichts anderes sagen, als die Handlinien verraten. Das ist gut und übel in einem, schöne Dame: Ihr werdet hoch steigen, bald — sehr bald schon, werdet ihr die erste Frau im Lande sein. Ein hoher Herr reicht Euch seine Hand. Liebe wird Euch umgeben, ein schönes Schloß Euer eigen sein. Doch auch viel Herzleid liegt auf Eurem Wege. Eine schlimme Frau wird Euch Kummer bereiten, auch ein Kindlein sehe ich — — und am Ende steht der Tod — —"

Julie von Voß reißt sich hastig los. Wie gejagt flüchtet sie in den Park zurück. Endlich lehnt sie sich schweratmend an den Stamm eines alten Baumes und preßt beide Hände vor das Gesicht.

Rasche Männerschritte schrecken sie auf. König Friedrich Wilhelm eilt quer über den Rasen auf sie zu und umfaßt sie lachend: „Julie, schöne, geliebte Julie, ich suche dich schon so lange im ganzen Park! Ich bringe dir gute Nachricht! Die geistlichen Herren vom hohen Konsistorium haben entschieden, daß ich recht wohl eine weitere Ehe zur linken Hand schließen kann. Sie stützen sich dabei auf das Gutachten, das keine Geringeren als Luther und Melanchthon um 1540 fällten, als sie dem Landgrafen Philipp von Hessen die zweite Ehe mit Margarete von der Saal erlaubten. Zöllner, der Diakon von St. Marien, wird uns demnächst rechtsgültig trauen. Auch die Königin Friederike hat ihre Einwilligung bereits gegeben. Bist du nun zufrieden, kleine Julie?"

Bebend stützt sich Julie von Voß auf seinen Arm. Nun ist es soweit! In ihren Ohren klingt noch das heisere Geflüster der Alten dort am Wege „— — und am Ende steht der Tod — —" Es ist, als striche ein kalter Luftzug durch den sommerduftenden Park. —

Am 9. Juli 1787 wird die schöne Julie von Voß dem König Friedrich Wilhelm von Preußen in der Charlottenburger Schloßkirche zur linken Hand vermählt. Der König richtet ihr das Landmarschallhaus in Potsdam als Wohnung ein und ernennt sie zur Gräfin Ingenheim. Doch sie fühlt sich nicht glücklich in ihrem stilvollen, rosenumrankten Heim. Nur anderthalb Jahre verbringt sie dort. 1789 schenkt sie dem König ein Söhnchen, das dieser selbst über die Taufe hält. Wenige Tage später bezahlt die zweiundzwanzigjährige Gräfin Ingenheim ihr kurzes Mutterglück mit dem Leben. —

Boxer wurde Sänger.

Es kommt nicht oft vor, daß ein Boxmeister die Handschuhe an den Nagel hängt und anstatt im Ring zu kämpfen, die Laufbahn eines Operntenors einschlägt. Dem französischen Boxmeister Duhour scheint jedoch dieser Berufswechsel gelungen zu sein. Jedenfalls bürgen dafür die Erfolge, die der neue Champion der Kehle im Rundfunk und auf Schallplatten davongetragen hat. In der nächsten Zeit will sich der Boxersänger sogar auf der Bühne hören lassen. Er singt den José in Bizets Oper „Carmen" und sein Stierkämpferpartner ist kein Geringerer als Schaljapin. Wenn das nicht zieht!



Bunte Chronik



Schießsport unter Wasser.

Unter all den technischen Wundern, die auf der Pariser Weltausstellung zu sehen sind, erregt das „Unterwassergewehr" besonderes Interesse. In Paris hat sich vor einiger Zeit ein „Klub der Unterwasserleute" gegründet, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Leben unter Wasser so angenehm wie möglich zu gestalten. Man hat jetzt leichte Taucheranzüge, mit denen man unter Wasser so bequem spazieren gehen kann, wie auf der Straße. Aber eins fehlte noch: Man konnte in der Tiefe der Gewässer nicht auf die Jagd gehen. Diesem Mangel ist jetzt abgeholfen. Der Kommandant Le Prieur hat ein Gewehr erfunden, bei dem das Geschoß durch komprimierte Luft aus dem Lauf getrieben wird. Mit ihm kann man unter Wasser schießen. Jetzt hat er nun in Zusammenarbeit mit dem Waffenschmied Gastine-Renette auch noch eine Unterwasserharpunenflinte herausgebracht. Damit kann man auf die Fischjagd gehen wie zu Lande auf die Hasenjagd. Diese Waffe wird im Trocadéro-Aquarium in Paris jetzt vorgeführt, und jedermann kann durch die großen Glasscheiben Zeuge dieses allerneuesten Schießsports sein.

Ein Mißgeschick des jungen Marconi.

Die großen Gelehrten der Welt haben immer gegen die Zweifelsucht ihrer Zeitgenossen ankämpfen müssen. Marconi hat von dieser Regel keine Ausnahme gemacht. Es war sein eigener Vater, Giuseppe Marconi, der zuerst den Arbeiten seines Sohnes gegenüber diese wenig ermutigende Haltung einnahm. Er widersetzte sich in aller Form, als dieser zu Hause ein Laboratorium einrichten wollte. Er habe keine Lust — so erklärte er — das Haus eines Tages in die Luft fliegen zu sehen. Einige Jahre später fuhr Marconi auf Einladung von Sir William Preece, dem Chefingenieur der britischen Post- und Telegraphenverwaltung, nach England. Als die Zollbeamten dort bei der Kontrolle des Gepäcks die Radio-Instrumente entdeckten, die der junge Gelehrte mitgebracht hatte. wurden sie von einer wahren Panik ergriffen. Sie glaubten, da eine Höllenmaschine vor sich zu haben. Und trotz der heftigen Einsprüche des von ihnen für einen ganz gefährlichen Verschwörer gehaltenen Marconi warfen sie die ganze Apparatur in ein Faß mit Wasser. Das sei auf jeden Fall das Sicherste, was sie vorsichtshalber tun könnten — so meinten sie.



Lustige Ecke



Die Tür als Farbmuster.



„Bitte, eine kleine Dose Farbe hierzu passend!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.